Johann Caspar Tschudis Enkel Christina, Jost und Emil Spelty

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **87 (2007)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

IV. Johann Caspar Tschudis Enkel Christina, Jost und Emil Spelty

- 1 -

In den Jahren 1856 und 1857, aus denen sich drei Briefe von Onkel Rudolf Hanhart an Jost Spelty erhalten haben, hielt sich dieser zur kaufmännischen Ausbildung bei Herrn J. Choffat in Pruntrut auf. In dieser Zeit überstand die Eidgenossenschaft eine schwere aussenpolitische Krise, den so genannten Neuenburgerhandel[1], welcher hätte zum Krieg zwischen der Schweiz und Preussen führen können. Am 26. Januar 1857 schreibt Rudolf Hanhart:

«Ich danke Dir ebenfalls für die interessanten Nachrichten betreffend die Neuenburgerfrage, die Du uns mitteilst. Gott sei Dank! hat jetzt diese Angelegenheit wieder eine friedliche Wendung genommen, und es ist jetzt nur zu wünschen, dass Preussen endlich auf seine Rechte auf Neuenburg entsage und [dass] dieser Kanton endlich aufhöre, monarchisch und republikanisch zugleich zu sein, was schon lange ein unnatürliches Verhältnis war.»

Diesen wenigen Worten kann entnommen werden, worum es bei dem Handel etwa ging. Preussen hatte jedenfalls mit militärischer Intervention gedroht, als die Schweiz 1856 die mit Umtrieben der neuenburgerischen Royalisten zusammenhängenden Forderungen nicht erfüllte. Der wieder zum General ernannte Henri Dufour liess vorsorglich die Nordgrenze besetzen.

Onkel Rudolf am 16. Juni 1857:

«Dagegen ist die glückliche Beendigung der Neuenburger Angelegenheit ein sehr freudiges Ereignis, und wir Schweizer haben alle Ursache, Gott zu danken, dass uns der Kanton Neuenburg auch von den Grossmächten durch feierlichen Vertrag als künftig allein der Eidgenossenschaft angehörend anerkannt ist. Unser Gesandter, Dr. Kern, ein ehrbarer Thurgauer, hat sich hiebei unstreitig grosse Verdienste um unser liebes Vaterland erworben.»

[1] Escher, A., Votum zur Neuenburgerfrage, gehalten im Nationalrat am 15. Januar 1857. Daten 1, S. 316ff. Winteler, S. 499.

Ein anderer Thurgauer, Louis Napoleon, Bürger von Salenstein TG, der als Napoleon III. Kaiser der Franzosen geworden war, sollte sich ebenfalls um die Schweiz verdient machen. Dank des Prestiges, das er sich rund um den Krimkrieg erworben hatte, soll er den Ausgleich mit Preussen vermittelt haben.

Reichskanzler Bismarck stellt allerdings am 6. Februar 1888 in einer Reichstagsrede, in der er stattgefundene und vermiedene kriegerische Verwicklungen Preussens und des Deutschen Reiches auflistet, die Angelegenheit etwas anders dar:

«Schon im Jahre 1857 bedrohte uns die Neuschâteller Frage mit Krieg; das ist nicht so bekannt geworden. Ich bin damals von dem hochseligen Könige im Frühjahr 1857 nach Paris geschickt worden, um mit dem Kaiser Napoleon über den Durchmarsch preussischer Truppen zum Angriff auf die Schweiz zu verhandeln. (...) Kaiser Napoleon war nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Meine Unterhandlungen in Paris wurden dadurch abgeschnitten, dass Se. Majestät der König sich inzwischen mit Österreich und der Schweiz über die Sache auf gütlichem Wege verständigt hatte.»[2]

Ein paar Wochen später wühlte ein anderes Ereignis, von dem Hanhart am 19. Juni 1857 schreibt, die Schweiz auf:

«Wir haben herrliches Sommerwetter. Man ist eifrig mit der Heuernte beschäftigt. Die Trauben fangen schon an zu blühen. Die Saaten stehen herrlich und alles hofft auf ein gesegnetes Jahr. Das Unglück im Hauensteintunnel[3] wird auch bei Euch grosse Sensation gemacht haben. Es ist wirklich schauderhaft.»

Der «Glarnerzeitung», die sich in mehreren Ausgaben (Nr. 44, 45 und 47) mit dem Unglück vom 28. Mai 1857 beschäftigte, ist zu entnehmen, dass im Schacht Nr. 1 die «Sperrbalken» – «eine bedeutende Menge Holz» – mit denen dieser verstrebt war, in Brand geraten war, wodurch 52 Arbeitern und sieben Pferden im Stollen der Weg abgeschnitten wurde, so dass alle erstickten. Bei Rettungsversuchen kamen weitere sieben Arbeiter um. Verursacht wurde der Brand durch ein in den Schacht herunterhängendes geteertes Seil, das Feuer gefangen hatte. Unten im Schacht befand sich eine Schmiede und eine Dampfmaschine für die Belüftung des Stollens.

[2] Bismarck, 0. von, Vier Reden zur äussern Politik. Insel-Bücherei Nr. 4. Leipzig, ohne Jahr. S. 57f.

[3] Der Obere Hauensteintunnel der Zentralbahngesellschaft zwischen Läufelfingen und Olten, der am 27. April 1858 eingeweiht wurde, ist Teil der Bahnverbindung Basel–Luzern. 1915 wurde dann zwischen Gelterkinden und Olten der 8 134 Meter lange Hauenstein-Basistunnel eröffnet. Das Unglück dämpfte verübergehend die Eisenbahnbegeisterung. Spiess, E., Illustrierte Geschichte der Schweiz, Bd. 3. Das Werden des Bundesstaates und seine Entwicklung im modernen Europa. Zürich-Köln 1961, S. 210f. Daten 3, S. 132f.

Am 2. Februar 1856 wurde in Diessenhofen das zweite Kind, Johanna Dorothea (1856–1930) geboren. Am 22. Oktober 1856 schreibt Onkel Rudolf dem Neffen:

«Unsere lieben Kinder machen uns viel Freude. Das liebe Marili lässt Dich herzlich grüssen und es würde sich sehr freuen, Dich bald einmal bei uns in Diessenhofen zu sehen. Die liebe Johanna sieht dem lieben Marili sehr ähnlich; es hat auch so schwarze Chriesiäugli.»

Am 26. Januar 1857:

«Von unsern lieben Kindern kann ich Dir nur melden, dass sie uns viel Freude machen. Marili muss diesen Frühling in die Schule, ein wichtiger Zeitabschnitt für das liebe Kind! Johanna hat schon 10 Zähnchen. Beide Kinder sind, gottlob!, recht munter. Marili lässt Dich herzlich grüssen.»

Am 19. Juni 1857:

«Unser liebes Marili, das Dich recht herzlich grüssen lässt, geht fleissig in die Schule. Lesen kann es, wie Du weisst, schon lange und [es] macht auch im Schreiben schnelle Fortschritte. Es schreibt seinen Namen schon recht ordentlich. Es freut sich sehr auf das Schulfest, das nächste Woche hier stattfinden wird. Die liebe kleine Johanna lernt nun laufen. Sie läuft seit ein paar Tagen die ganze Stube auf und ab, ganz allein. Das Sprechen lernt sie auch schon und sagt schon viele Wörter recht deutlich.»

Sorge hingegen bereitete auch dem Schwager in Diessenhofen Schwager Alexanders Augenleiden, wovon im Brief vom 22. Oktober 1856 und in jenem vom 26. Januar 1857 die Rede ist:

«Sonst sind wir alle, in Netstal, in der Herren und bei uns in Diessenhofen, recht wohl und gesund, mit Ausnahme Deines lieben Papa, der leider immer mit seinem bösen Augenübel behaftet ist, was uns allen viel Kummer macht. Doch erhielten wir vorige Woche einen Brief von der lieben Christina, worin sie uns, gottlob!, bessere Nachrichten geben konnte. Herr Dr. Elmer und Herr Dr. Curti hoffen doch, es könnte wieder bessern. Gott gebe es!»

«Das böse Augenübel Deines lieben Papa ist leider noch immer nicht der Kunst der Ärzte gewichen. Wir alle wollen Gott bitten, dass dieses dauernde Übel aufhören möge, das uns soviel Kummer verursacht.»

Auch zwei Todesfälle bringt Onkel Rudolf zur Sprache. Besonders schmerzlich war der Tod von Rosa Tschudi-Jenny am 26. August 1856 im Alter von erst 25 Jahren, Mutter des dreijährigen Peter und des erst drei Monate alten Johann Caspar Friedrich. Am 22. Oktober 1856:

«In unserer Verwandtschaft hat es, wie Du schon wissen wirst, leider einige Trauerfälle gegeben. Die liebe Tante Zopfi[4] in Schwanden und die liebe Frau

[4] Johann Caspar Tschudis Schwester, Anna Maria Zopfi-Tschudi (1795–1856), die seinerzeit den Bruder und die Schwägerin nach Diessenhofen begleitet hatte.

Schwester Rosa, Deine gute Tante, sind beide bald nacheinander gestorben, was Dir gewiss auch wie uns sehr wehe getan haben wird.»

Zu berichten hat Rudolf auch von zwei Reisen 1856 ins Glarnerland:

«Das erste Mal reiste ich mit dem lieben Marili nach Netstal zu Deinen lieben Eltern (anfangs Juni) und liess Marili dort, weil hier das Scharlachfieber (eine sehr gefährliche Krankheit) unter den Kindern herrschte. Dann gegen Ende Juni reiste die liebe Tante Marie nach Netstal, blieb dort und in der Herren ein paar Wochen und brachte dann Marili wieder heim.»

Versteht sich, dass der Briefempfänger Jost selber auch ein Briefthema war.

Am 26. Januar 1857:

«Wir alle wünschen Dir, dass der Allgütige Dich stets gesund erhalte, und dass Du Deine Lehrzeit gut benützest, um Dich in dem schönen Berufe, dem Du Dich widmest, recht zu vervollkommnen. Hierdurch wirst Du Deinen lieben Eltern Freude machen und Dir immer mehr die Achtung und Liebe Deines so verehrten Herrn Principals erwerben.»

Über Herrn J. Choffat, Banquier in Pruntrut, schreibt Vater Alexander:

«Herr Choffat macht Bank- und Speculationsgeschäfte, das erstere ist die Hauptbasis, denn die letzteren macht er nur bei Convenienz in französischen Weinen etc., also nicht regelmässig.»

Woraus die höheren Weihen eines angehenden Kaufmanns damals bestanden, verrät der Brief vom 19. Juni 1857:

«Du bist also nun Buchhalter bei Herrn Choffat, was uns ebenfalls sehr freut. Nicht wahr, es ist etwas Schönes um die doppelte Buchhaltung? Und wenn man einmal die Hauptprincipien aufgefasst hat, so geht es ganz leicht. Sehr schön ist es, dass nun Dein lieber Bruder Emil auch zu Herrn Choffat kommt und dass Ihr also noch einige Zeit nebeneinander arbeiten werdet, bis Du wieder nach Netstal zurückkehrst, was Dein guter Papa dann von Dir (wir hoffen es mit Freuden!) eine wahre Stütze in seinem Geschäft haben wird.»

Rudolf Hanhart hatte schon vor Josts Beförderung mit dessen Hilfe Verbindung mit Banquier Choffat aufzunehmen versucht.

Am 22. Oktober 1856:

«(...) Herrn Choffat, der, wie Du schreibst, also sehr bedeutende Wechselgeschäfte macht. Schreibe mir gefälligst, ob Herr Choffat auch Geschäfte in Eisenbahnactien macht und ob er mir nicht schweizerische Centralbahnactien verschaffen könnte, wofür ich zu billigem Curse kaufen würde. Es werden gegenwärtig auch in der östlichen Schweiz bedeutende Geschäfte in Actien gemacht, in Eisenbahn- und Bank-Actien etc. Wenn sich Herr Choffat auch hiemit befasst, so bitte [ich] Dich, es mir zu schreiben, dann würde ich vielleicht mit ihm in Correspondenz treten, da ich auch sehr viele Geschäfte in Actien aller Art mache, mehr als in Waren.»

Es scheint, dass seit 1854 in Diessenhofen und in Netstal sich geschäftlich einiges geändert hatte. Am 19. Juni 1857 heisst es:

«Es freut mich, dass Ihr immer viele Geschäfte in Actien macht. Dies ist auch bei mir der Fall. Die durch Herrn Choffat zum Curs von 490 von Paris bezogenen 10 Zentralbahnactien habe ich in Basel à 530, also mit schönem Benefice, wieder verkauft. Ich traf zum Verkauf gerade den rechten Moment. Jetzt stehen sie wieder billiger in Paris auf 482 Franken.»

Die Schweizerische Zentralbahn baute und betrieb die Linien von Basel nach Bern und Luzern und stand in Konkurrenz zur Schweizerischen Nordostbahn, zu den Vereinigten Schweizerbahnen und zur Westbahn. Um die Mitte der 1860er-Jahre erwirtschafteten nur die Zentral- und die Nordostbahn einen befriedigenden Ertrag; ihre Aktienmehrheit lag in ausländlichen Händen.[5] Wäre der Neuenburgerhandel anders ausgegangen, hätte es mit dem «rechten Moment» auch schief gehen können – abgesehen von andern politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen, die jederzeit die Kreise stören konnten.

Vermutlich hätte Rudolf Hanhart seinem Neffen Jost gegenüber etwas andere Töne angeschlagen, hätte er gewusst, was Emil Spelty, der sich zur Ausbildung in Yverdon aufhielt, am 21. September 1856 dem Bruder unter die Nase gerieben hat:

«Monsieur Daulté ist sehr zufrieden mit mir, und [ich] erhalte also keine Vorwürfe von Hause wie Du, besonders wegen Deiner Schläfrigkeit, nimm Dich doch zusammen, dass Du am Morgen zu rechter Zeit aufstehst, nicht

Johann Caspar Emil Spelty-Spälty
(1841–1916).

[5] Spiess, E., Illustrierte Geschichte der Schweiz, Bd. 3. Zürich-Köln 1961, S. 251. Nabholz, H. und andere, Geschichte der Schweiz, Bd. 2. Zürich 1938, S. 475.

nur immer Verdruss unsern guten, lieben Eltern machst und dem lieben Vater immer mehr sein böses Auge noch schlimmer wird, denn Du weisst so gut wie ich, wie ihn das angreift. (...) Also lieber Bruder, mache, dass der werte Herr Choffat nicht mehr über Dich bei unseren lieben Eltern zu klagen habe.»

Emil droht damit, dem Bruder nicht mehr zu schreiben, wenn er die schlechte «Gewohnheit wegen dem Aufstehen», die ihn ins Unglück stürze und die Eltern krank mache, nicht aufgebe.

Jost Spelty war jetzt ein knappes Jahr in Pruntrut bei Herrn Choffat, der nach den Briefen Alexanders vom 22. Oktober, 30. Oktober und 9. November 1855 von Jost einiges erwartete:

«Heute hat Herr Daulté (in Yverdon) telegraphiert, dass er Jost bis nächsten Donnerstag reisefertig mache. Herr Choffat wünscht, dass er bald bei ihm eintrete. Am Freitag nachmittags 2 Uhr ist er schon unter uns, so Gott will, und wenn er (...) neu equipiert ist, reist er sofort über Zürich und Basel nach Pruntrut.»

«[Jost] hat seinen früher grösser gewesenen Bruder Emil um eine Handbreite überwachsen; zudem ist er wohlbeleibt, im übrigen aber noch ziemlich der alte zutrauliche Jost mit einer lauttönenden Bassstimme. (...) [Seine Abreise erfolgt] spätestens im Laufe der nächsten Woche, weil Choffat sehr seiner Kenntnisse und rührigen Hände bedarf und daher auf seinen Eintritt pressiert.»

Es hatte wohl Onkel Heinrich, der mit Herrn Choffat befreundet war, dem Neffen die Lehrstelle vermittelt. In einem Brief konnte Vater Alexander berichten:

«Herr Choffat schreibt an Heinrich nicht ungünstig über Jost.»

Jedenfalls wurde Jost Choffats Buchhalter und stellte danach in einem langen Geschäftsleben seinen Mann. Dass über Jahre zwischen Pruntrut und Netstal Briefe gewechselt wurden, zeigt, wie Choffat und Jost schliesslich zueinander standen. Am 26. Mai 1858 schreibt er Jost zum Tod von Onkel Heinrich Tschudi, am 22. Mai 1860 zeigt er ihm die Hochzeit seines Sohnes Léon an und am 21. März 1865 gratuliert er ihm zur Verlobung. Wie Briefentwürfe zeigen, hatte Alexander Spelty in den frühen 1860er-Jahren mit Choffat korrespondiert.

- 2 -

Am 17. November 1857 schreibt Joachim Tschudi dem Schwager in Diessenhofen von der «amerikanischen Krisis». Gemeint ist die heftige Rezession in den Vereinigten Staaten um 1857. Der amerikanische Bürgerkrieg führte im nächsten Jahrzehnt zu längeren Preis-, Absatz- und Konjunkturschwankun-

gen. 1870 kam es zu einer Baumwollkrise[6], 1873 zu einem grösseren wirtschaftlichen Einbruch und schliesslich 1898 zu einer grossen Finanzkrise in Russland.

«(...) Auch an Beschäftigung fehlt es uns nicht! Was immer in unsern Kräften steht, muss vollführt sein. Auch wir sind im Fall, dieses Jahr noch mehrere tausend Stücke mehr zu färben als letztes, unterstützt durch unsere Neubauten und neuen Einrichtungen. An Tüchern fehlt es uns nicht; denn unser Rot ist immer ausgezeichnet; eigene Ware färben wir seit längerer Zeit wenig, weil solche zu teuer, und haben [wir] gut daran getan (...). Diese (Krisis) kann uns gottlob nicht stark berühren, denn eigene Ware zum Verkauf haben wir fast keine; Guthaben an auswärtigen Freunden nur wenige; die hiesigen Geschäftsfreunde sind ja solid und sind sich gewohnt, uns prompt und gut zu bezahlen; den Banquiers schicken wir eine Bagatelle; einzig haben [wir] einen Vorrat von ca. 100 Fass Krapp, in welchem Artikel wir vor ein paar Monaten richtig spekuliert hätten, wäre nicht der Preis derselben durch die amerikanische Krisis nun etwas zurückgegangen, indessen haben wir noch unter dem jetzigen Tagespreis gekauft, und es hat allen Anschein, dass dieser Farbstoff oder dessen Handel wieder neuen Atem geschöpft hat. (...) Obwohl wir dieses Jahr keine Krapp Spekulation wie letztes Jahr haben machen können, so hoffe ich dennoch auf eine ziemlich günstige Bilanz, die alle billigen Wünsche zufrieden stellen kann, wenn uns Gott vor Unglück weiter gnädig bewahrt.»

Die «amerikanische Krise» hatte anscheinend bestehenden soliden und gut geführten Unternehmungen nicht allzu sehr zugesetzt, aber sie hatte Neugründungen erschwert oder verhindert:

«Kirchenvogt Blumer[7] im Güetli hat seine Arbeiten zur Erbauung einer Weberei eingestellt mit der Vorgabe, dass er «tatsächlich Verluste erlitten habe».

In diesem Brief Joachim Tschudis folgt noch Familiäres:

«Von Netstal habt ihr mittlerweilen Bericht erhalten und ist von dort ausser dem fatalen Übel vom lieben Schwager Alexander nur Gutes zu melden. Wir sehen uns zuweilen, und dazu bietet mein schwarzes Streitross [Militärpferd] die willkommenste Vermittlung. Jost und Emil sehen gross und blühend aus; wir hoffen das beste von ihrer Zukunft. Wetter haben wir noch ausgezeichnetes; kalt und Sonnenschein, kein Nebel! Die Fortschritte Eurer Kinder erfreuen uns; bei den meinigen gehts langsamer vorwärts. «

Heute kann man sich fragen, ob der Umstand, dass Sohn Peter im Alter von 3 Jahren und Sohn Friedrich mit drei Monaten die Mutter verloren, die

[6] Hauser, A., Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Erlenbach-Zürich 1961, S. 200 und 276. Siehe auch: Hans-Rudolf Galliker: Reben, Leder, Hightech, 2.Bd., Stäfa 2006, S. 29.

[7] Adam Ferdinand Blumer (1829–1888), verheiratet mit Anna Katharina Jenny (1834–1895), der jüngeren Schwester von Cleophea Ritter-Jenny und Rosina Tschudi-Jenny.

langsamere Entwicklung und sogar die angesprochene «etwas andere Natur» Friedrichs beeinflussten.

Ein Brief von Pfarrer Ritter in Schwanden an Rudolf Hanhart vom 14. August 1856 lässt ahnen, wie es kurz vor dem Tod von Rosa Tschudi-Jenny «in der Herren» ausgesehen hatte:

«Dass ich nicht schon Dir und Deiner Frau gedankt habe, für alle Freundlichkeit, die Ihr mir [bei meinem Besuch] erwiesen habt, hat seinen Grund darin, dass ich hoffte, es freue Euch mehr, wenn ich nicht zu gleicher Zeit schreibe wie an Adolf [Ritter], damit ich eher das Neuste aus der Herren melden könne. Heute sind die Nachrichten wieder weniger günstig. Herr Dr. Hefti war abwesend und da niemand von uns selbst in die Herren gehen konnte, ging die liebe Mutter zu Frau Ratsherr Jenny, die täglich wenigstens ein Mal dort ist. Der Durchfall, der gestern gestillt schien, hat sich heute wieder eingestellt. Was Dr. Elmer dazu sagt, weiss ich nicht, er war diesen Abend dort. Eure Mutter scheint immer noch Hoffnung zu haben, Frau Ratsherr aber nicht. Begreiflich ist Herr Major [Joachim Tschudi] bekümmert, und da das Geschäft nicht stillstehen kann, wird er wohl nicht viel schreiben. Darum dachte ich, werdet Ihr um Nachrichten von mir froh sein, wenn sie schon nicht aus erster Hand sind. Das Kind [Friedrich] ist ein recht nettes, lebhaftes Bübli und gleicht viel dem herzigen Peter (...). Ich habe (am Samstag) alles wohl angetroffen. (...) Dass ich allein kam, war freilich manchen Leuten nicht recht; wir hoffen aber, Adolf's kommen nun bald; treibt Ihr auch ein wenig an ihnen, wenn einmal die Feldgeschäfte vorbei sind.»[8]

Zwölf Tage später, am 26. August 1856, war Rosa Tschudi-Jenny tot.

Im Brief vom 22. Oktober schreibt Rudolf Hanhart dem Neffen dazu:

«Hierauf, als die Trauerbotschaft vom Hinschied der lieben Tante Rosa anlangte, reiste Tante Marie wieder nach Netstal und Schwanden, wo sie dem Begräbnis beiwohnte, und nahm auf dieser Reise Marili auch mit, dann blieben beide Marien in der Herren und in Netstal mehrere Wochen. Gegen Ende September kehrte Mama Marie heim und ein paar Wochen später holte ich darnach das liebe Marili ab.»

In einem vom 11. August 1858 datierten Brief Joachim Tschudis an Frau Pauline Wydler-Gubler, die jetzt in Bern wohnte, ist zuerst von Änderungen die Rede, die die «Herren» und ihn selber betreffen:

«Unsere Familie hat ein hartes Schicksal dieses Jahr betroffen. Es war im Mai, als mein lieber Bruder Heinrich auf einer Ausfahrt durch ein schreckliches Ereignis seinen Tod fand.»

[8] Bei Jost Adolf Ritter in Diessenhofen handelt es sich um den ehemaligen Schwager der Rosina Tschudi-Jenny, bei «Frau Ratsherr» um deren Tante, der Frau von Peter Jenny Tschudi «älter», Verena Jenny-Tschudi (1804–1884).

Und weil er mit «dem höchst traurigen Schicksal» des Halbbruders auch den Geschäftspartner verloren hatte, fährt er weiter unten fort:

«Das Geschäft ruht nun auf meinen Schultern allein; natürlich, dass mir die Aufgabe schwer ankommt; dennoch werde ich alle meine Kräfte aufbieten, um mit Gottes Hilfe auszureichen; über den Erfolg bis dahin kann ich mich nicht beklagen.»

Dann beschreibt Joachim, wie es mit den drei Familienzweigen unserer Geschichte steht:

«Die Familie Spelty befindet sich ordentlich; das Augenübel vom Schwager hat sich zwar nicht gebessert, doch ist immer noch etwelche Hoffnung da; der ältere Sohn, Jost, besorgt unter der Anleitung des Vaters die Geschäfte; der jüngere ist noch fort in der Lehre und wird dann wahrscheinlich eine Hilfe in meinem Geschäft werden. Christina ist ein Liebling der ganzen Familie. Schwager Hanhart ist seit mehreren Wochen bei mir auf Besuch; sie haben zwei allerliebste Mädchen, Marie und Johanna, welche unsern Knaben, Peter und Friedrich, gute Gesellschaft leisten. Gott sei Dank sind alle ganz gesund. Auch die liebe Grossmutter ist wohl und betätigt sich noch in manchen Arbeiten. Ich selbst erfreue mich ebenfalls bester Gesundheit, was mir in meinem schweren Berufe gut zustatten kommt.»

Frau Pauline Wydler-Gubler war – wie wir wissen – die Witwe von Dr. Rudolf Wydler, der Ende 1855 gestorben war. Sie war seinerzeit «gleichsam auf ihrer Hochzeitsreise» mit ihrem Mann «in der Herren» eingekehrt. Joachim dankt ihr in seinem Brief für das Daguerreotypiebild «des mir stets in liebevollem Andenken verbleibenden treuen Freund Rudolf».

1879, zwei Jahrzehnte später, wendet sich Pauline Wydler mit einem Brief an Verena Spelty-Tschudi mit der Bitte, sich bei ihrem Bruder Joachim dafür zu verwenden, dass er ihr bei der Suche nach einer passenden Stellung für ihren Sohn Rudolf helfe. «Wenn [sie] besser in der Feder wäre», hätte sie Herrn Tschudi selber geschrieben. Ob dieser behilflich sein konnte, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, dass er seinerzeit aus dem Nachlass von Rudolf Wydler für die «Herren» Farbrezepte erworben hatte.

Wovon Joachim in seinem Brief an Pauline Wydler nichts verlauten lässt, ist seine angestrebte zweite Ehe, die dann im nächsten Jahr zustande kommt.

Die Hochzeit mit Maria Margarethe Mathilde Merian (1837–1922) fand am 20. September 1859 im badischen Höllstein, etwa 10 km von Basel entfernt, statt, wo deren Vater Louis Merian-Ziegler eine Textilfabrik betrieb. Mit der Vorgeschichte befasst sich der Brief Joachims vom 1. Juni 1859 nach Diessenhofen:

«Am Abend nach unserer Abreise von Euch, Geliebte, wurde uns der liebe Peter durch Jost glücklich überbracht und brachten wir 5 Personen einen gemütlichen Abend en Famille zu. Am folgenden Abend 5 Uhr kamen wir wohlbehalten nach Höllstein, wo Peter sich schon bald heimelig fand und schaltete und waltete gerade wie zu Hause. (...) An Freuden aller Art fehlte es

ihm nicht: Schifflefahren auf dem Kanal, Reiten und Schwanken im Garten, Spaziergänge und Spazierfahrten, Kindergesellschaft etc. etc. Auch mir wurden viele Vergnügen zuteil (...). Ich hätte sogar auch einer Hochzeit von einer Freundin Mathildes beiwohnen sollen. (...) Unsere Hochzeit ist vorläufig auf Ende Juni festgesetzt, und wir erwarten ganz bestimmt, dass Rudolf oder Marie derselben beiwohnen werden. (...) Die besten Grüsse von Mathilde und den Ihrigen an Euch, sowie von der lieben Mutter, Peter und Christina; bestens aber grüsst Euch innigst Euer Joachim.»

Bei den fünf Personen des «gemütlichen Abend» handelt es sich um Regula Tschudi-Dürst, Peter Tschudi, Christina Spelty, Mathilde Merian und Joachim Tschudi. Was Joachim im Brief an Frau Wydler andeutete, die beabsichtigte Aufnahme des Neffen Emil Spelty in die Firma Tschudi & Co., wurde am Christtag 1859 verwirklicht. Mit dem Arbeitsvertrag – abgeschlossen «für eine erste Dauer von 10 Jahren» – konnte Emil mit Neujahr 1860 seine Tätigkeit «in der Herren» unter folgenden Bedingungen aufnehmen:

«1. Spelty lernt und übernimmt die Dienstobliegenheiten, die ihm sein Onkel Joachim Tschudi zuteilt.

2. Er hat seine Zeit, Kenntnisse und Kräfte gewissenhaft und redlich dem Geschäft zu widmen und denjenigen Eifer zu entwickeln, der einen tüchtigen Geschäftsmann charakterisiert.

3. Er ist moralisch verpflichtet, die Fabrikationsgeheimnisse sorgfältig als solche zu hüten zum bleibenden Wohle des tschudischen Geschäftes. (...). Er verpflichtet sich unbedingt, das technische Färbereiverfahren niemals zu verkaufen noch zu verschachern. (...)

4. Tschudi & Co. übernehmen die Pflicht, ihren Neveu Emil Spelty in allen Branchen ihres damaligen Geschäftes einzuweisen.»

Die ersten vier Punkte des Vertrages und auch der sechste, der die Besoldung regelt, bewegen sich wohl im Rahmen des üblichen – sogar die überaus grosse Bedeutung, die der Geheimhaltung und dem Schutz des Färbereiverfahrens zugemessen wurden. Punkt 5 hingegen zeugt davon, dass Onkel Joachim grosse Stücke auf den Neffen hält, indem er ihn gleichsam für den Fall der Fälle als Nachfolger in der Geschäftsleitung vorsieht:

«5. Bei gutem Verhalten bleibt ihm ein Geschäftsteil auch für einen späteren Accord zugesichert, so wie er seinerseits bei einem allfälligen Ableben seines Onkels die Aufgabe übernimmt, das Geschäft auf Rechnung der tschudischen Nachkommen unter billigem Anteil am Ergebnis fortzuführen.»

«Saliert», besoldet, wurde Emil Spelty mit einem steigenden festen Gehalt und vom vierten Jahr an mit steigendem Anteil (2 %, 4 %, 6 % ... bis 10 %) «an einem Benefiz des Färbereigeschäftes».

Emil Spelty war von 1860 bis 1879 im Geschäft des Onkels tätig. Er hatte nur dann Anlass, sich schriftlich zu äussern, wenn er dem abwesenden Chef

Bericht zu erstatten hatte, was beispielsweise im Sommer 1875 der Fall war. Zwar verzeichnet die Firmengeschichte erst für die Zeit vom Dezember bis Frühling 1876 eine ernsthaftere Erkrankung Joachims, in der er dann von Sohn Peter, der im September 1875 nach einem längeren Ausbildungsaufenthalt aus London zurückkehrte, vertreten wurde. Jedenfalls liegen zwei vom 23. Juli und vom 7. August 1875 datierte Briefe vor, mit welchen Emil den Onkel über Geschäftliches und über anderes auf dem Laufenden hält:

«In der Fabrication geht alles seinen geregelten Gang, wenn nur das Wetter einmal günstiger würde, damit [wir] auch mit den gebeizten Stücken die Aussenrechen benützen könnten.»

«Der Avivierkessel[9] ist richtig versetzt. Der Sechtkessel steht provisorisch. Am Montag habe [ich] den Monteur bestellt.»

«Monsieur Knell wird heute mit seinen Arbeiten fertig, und [es] harren nun beide Apparate Deiner Rückkehr, um sie einzuführen. Von Schwytter ist noch nichts da. Ich habe denselben geschrieben, dass sie sofort mit dem Montieren zu beginnen haben. Sollte bis Montag niemand kommen, werde [ich] nochmals schreiben , und ihnen den § der Strafbestimmung in Erinnerung bringen. Nächste Woche kommt der Wassersammler an Ort und Stelle, Lehm ist gerüstet und das Mauerwerk [ist] bereits fertig. Die Dampfabzüge in den neuen Türmen sind nun auch in Ordnung.»

«Diese Woche bin [ich] mit Hösli zufrieden. Er hat seine Stücke recht bedruckt. Die Farben für Hand und Perrotine liessen nichts zu wünschen übrig. Die Küpe ist die ganze Zeit in bester Verfassung. Montag früh wird sie wieder gereinigt. Das Avivage hätte besser sein können. Es gibt im Verhältnis zu viele mittlere Stücke, fett genug, aber zu wenig egal. Eine Färbete, nachgefärbt mit 1/2 Krapp laut Abrede, ist schlecht herausgekommen. Es genügt also nur 1/2 Krapp nicht. Es sind noch 18 Stücke zum Färben bereit, die [ich] aber bis zu Deiner Rückkehr liegen lasse.»

In diesen Sommer 1875 fiel neben verschiedenen technischen Verbesserungen die Umstellung des Färbverfahrens. Das sogenannte «Neurot» benötigte nur noch 8 Arbeitstage gegenüber 21 bis 23 Tagen beim «Altrot». Es wurde nun beim Türkischrotfärben synthetisches Alizarin verwendet – anstelle des aus der Krappwurzel gewonnenen. Man steckte dabei «in der Herren» noch im Versuchsstadium. Wie Emil Spelty berichtet, war mit einem halben Anteil des herkömmlichen Farbstoffes nicht das erwünschte Ergebnis zu erzielen.

«Laut Deiner Vorschrift habe [ich] die schweren und leichten Stücke gemischt, finde aber auch nicht alles Gold dabei. Nähte und Risse, auch Dreck

[9] Ein geschlossener Metallkessel, bei dem der Dampfdruck einen Einfluss auf den Prozess hat. Unter «Avivage» versteht man die Behandlung von Geweben mit fettigen Stoffen. «Avivieren» heisst, ein Gewebe nachbehandeln und ihm Glanz und Geschmeidigkeit verleihen. Im Sechtkessel wird die Schlichte, in Wasser gelöste Stärke, aus Geweben ausgewaschen. Eine «Küpe» ist ein in der Färberei verwendeter Holzbottich.

etc. kommen immer noch vor, lassen sich aber nicht von einem Tag auf den andern verdrängen. Ich habe überall reklamiert und Lärm geschlagen. (...) Die frisch eingehenden Stücke mussten nicht gereinigt werden, was auch ein Vorteil ist. Ich habe die ganze Woche nie reinigen müssen.»

Soweit Geschäftliches.

«Mit dem neuen Pferd wirst Du Freude haben. Es präsentiert sich ausgezeichnet, ist fromm und hat bis jetzt keine Untugenden gezeigt. Joseph hat es jetzt an der Hand eingespannt und es soll so besser getan [haben] als im Sattel. Es war viel zu hitzig und [hat] die ganze Last samt Fanny allein gezogen.»

«Von Fideris[10] habe [ich] gestern leider keinen günstigen Bericht erhalten. Der Curarzt findet zwar bei Emil [Sohn Jost Emil, geb. 1864] etwelche Besserung, verlangt aber, dass man wenigstens 5 Wochen mit ihm dableibe, um sicher zu gehen.»

«Morgen gehe [ich] nach Ragaz, um endlich meine Familie wieder abzuholen. Wir treffen uns um 9 Uhr auf dem Bahnhof und können dann noch einige Stunden in dorten bleiben. Gottlob, dass diese 5 Wochen um sind, ich glaubte, sie würden nicht fertig.»

- 3 -

Die 1860er-Jahre, in denen die Glarner Wirtschaftsblüte ihren Höhepunkt erreichte, begannen mit einem Paukenschlag – mit dem Brand von Glarus in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1861. In der «Berichterstattung des Hülfskomite in Glarus» ist zusammengefasst darüber Folgendes zu lesen: «Ein furchtbares Brandunglück hat in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai bei rasendem Föhnsturm Glarus beinahe zerstört. Der sonst so blühende Ort steht als Ruine da. Nahezu 500 Gebäude, darunter die ganze schöne Hauptstrasse, die Kirche mit ihrem neuen Geläute, vier Pfarrhäuser, Regierungsgebäude, Rathaus, Kasino, Bank und andere öffentlichen samt den schönsten Privatgebäuden sind ein Raub der Flamme und dadurch etwa 500 Familien mit 3 000 Personen obdachlos geworden. Die Grösse des Jammers, welcher plötzlich über alle Klassen der Bevölkerung hereingebrochen, ist entsetzlich! Die meisten Betroffenen haben ihr sämtliches Hab und Gut im Werthe von jedenfalls mehr als 8 Millionen verloren, wobei von Assekuranzen kein erheblicher Ersatz zu erwarten ist.»[11]

[10] In Fideris (im Prättigau) befand sich das Heilbad mit der Eisensäuerling-Quelle im Tobel des Arieschenbaches. Der Kurort wurde vom 15. bis ins 20. Jahrhundert besucht.

[11] Hilfskomite, Der Brand von Glarus am 10./11. Mai 1861. Glarus 1862, S. 11. 18, 27 und 36. Becker, B., Der Brand von Glarus (Hrsg. Vischer, E.). Glarus 1986. Senn, J. M., Der grosse Brand von Glarus. Zürich 1861.

Mit «Liebesgaben an Baarschaft» beteiligte sich das ganze Personal unserer Geschichte, Regula Tschudi-Dürst, Joachim Tschudi, Alexander Spelty, Freund Caspar Jenny, Rudolf Hanhart-Tschudi, dem wohl auch zu verdanken ist, dass die Gemeinde Diessenhofen einen namhaften Beitrag beisteuerte. Sogar Geschäftsfreund Alexander Wege aus Stuttgart ist als Spender aufgeführt. Auf die Auswirkungen des Brandes von Glarus auf die Versicherungswirtschaft und mittelbar auch auf Alexander Speltys Agenturen ist schon hingewiesen worden. Schon 1862 wurde Alexander Spelty Agent der «Helvetia-Feuer», dem neuen Geschäftszweig der «Helvetia-Allgemeine». Für ihren Mann schreibt Verena Spelty-Tschudi am 15. Juni 1862 der Fa. Tschudi & Co. von einem «Risiko», das am Brandunglück in Glarus massgeblich beteiligt gewesen sein dürfte:

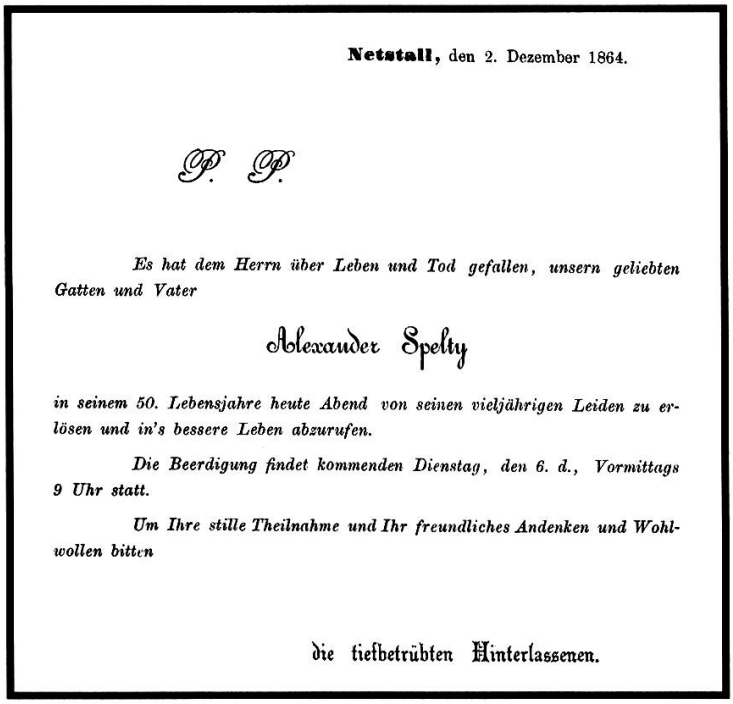
«Erklären Sie sich gefälligst gleichzeitig, ob Sie der «Helvetia» die Hälfte oder nur ein Drittel der Gesamtversicherung anvertrauen und welche Gesellschaft dabei participiert und mit welchem Anteil und zu welcher Prämie. Bis jetzt wurde zwar gegen Ihren Antrag nichts eingewendet, allein ich finde es doch bedenklich, dass in demselben gar nichts von den Nachbargebäuden, namentlich von den beiden noch mit Schindeln bedeckten, erwähnt ist. Sollte von jener Seite ein Brandunglück entstehen und das Risiko 2 mehr oder weniger gefährden, so dürfte es zu schlimmen Collisionen führen, weil laut Policen-Bedingungen aller Gesellschaften keine Gefahr verheimlicht werden darf.»

- 4 -

Am 26. Februar 1863 starb Johann Caspars Witwe, Regula Tschudi-Dürst. In einem Brief vom 18. Mai 1862 an den Vetter Niklaus Dürst in Schwammendingen ist von ihrer angeschlagenen Gesundheit die Rede:

«Lieber Vetter und Frau Baas! Mit grosser Freude vernahmen wir aus Eurem werten Brief vom 13. dies, dass es der lieben Frau Baas Gott sei Dank wieder besser geht, so dass sie sogar wieder im Hause herum gehen darf. Wir wünschen von Herzen, die Wunde möge noch vollständig und bald zuheilen und die liebe Frau Baas nicht den mindesten Nachteil davon verspüren. Wir danken aufrichtig für Eure wohlgemeinten Wünsche, leider sind aber dieselben bis dato nicht in Erfüllung gegangen, weil zu unserem Bedauern es mit der Besserung der Gesundheitszustände der lieben Grossmutter nicht vorwärts gehen will. Es ist damit immer so im Alter, denn der eine Tag ist sie munter und der andere Tag dann wieder mehr niedergeschlagen. Es hat ihr wohlgetan zu hören, dass ihre liebe Schwester[12] stündlich an sie denkt,

[12] Waldburga (Burgula) Dürst-Dürst (1802–1886). Sie war die Mutter von Vetter Niklaus Dürst (1837–1913), Käsehändler in Schwammendingen, bei dem sie 1862 lebte.



Netstall, den 2. Dezember 1864.

P. P.

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unsern geliebten Gatten und Vater

Alexander Spelty

in seinem 50. Lebensjahre heute Abend von seinen vieljährigen Leiden zu erlösen und in's bessere Leben abzurufen.

Die Beerdigung findet kommenden Dienstag, den 6. d., Vormittags 9 Uhr statt.

Um Ihre stille Theilnahme und Ihr freundliches Andenken und Wohlwollen bitten

die tiefbetrübten Hinterlassenen.

Todesanzeige für Alexander Spelty, 2. Dezember 1864.

obgleich sie nie daran zweifelte. Sie beauftragt mich, ihr zu sagen, dass ihre Gedanken ebenfalls bei Euch weilen, nebst tausend herzlichen Grüssen an Euch alle.»

Am 2. Dezember 1864 starb Alexander Spelty-Tschudi, 49-jährig, an Wassersucht des Herzbeutels. In der Todesanzeige heisst es: «(...) von seinem vieljährigen Leiden erlöst.» Rudolf Hanhart, den wir als frommen, gottesfürchtigen Mann kennen, hat, obwohl er das sicher schon vorher getan hatte, am 30. Dezember die Hinterlassenen nochmals zu trösten versucht:

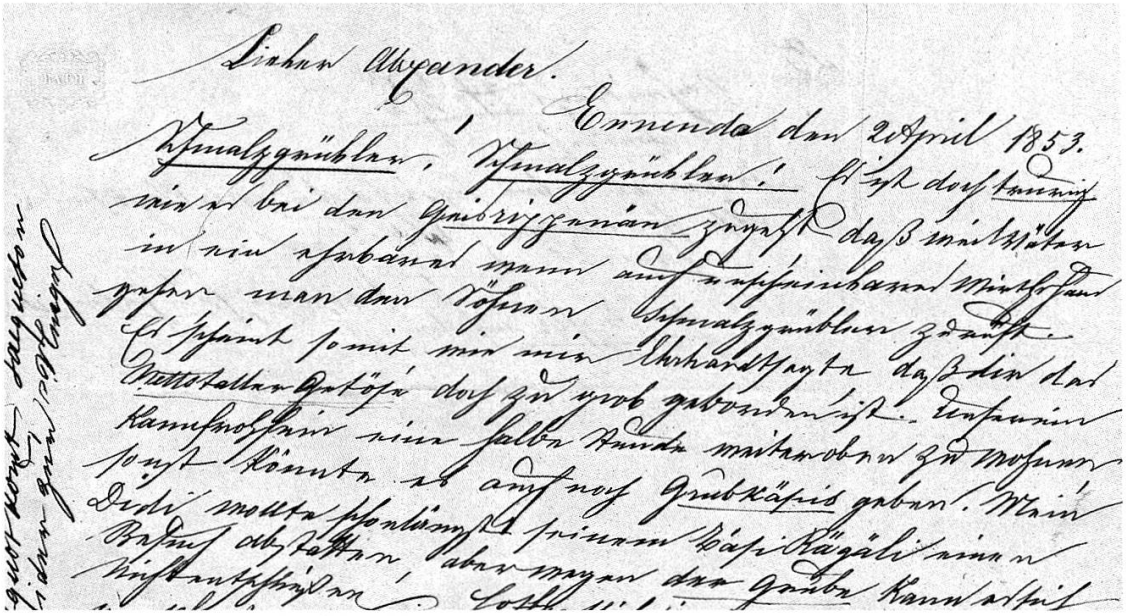
«Auch ich komme, Euch zum Jahreswechsel meine aufrichtigsten Wünsche darzubringen, vor allem aber Euch abermals meine herzliche Teilnahme auszudrücken an dem schweren Verluste, den Ihr dieses Jahr erlitten habt. Wenn Ihr nun aber mit trauerndem Herzen an der Schwelle des neuen Jahres steht, so bedenket, dass diese Prüfung, wie schwer und schmerzlich sie Euch auch dünkt, von Gott Euch auferlegt ist und dass Sein Wille, wenn auch oft unerforschlich für uns arme Sterbliche, doch stets nur unser Wohl bezweckt. So wird durch seine Gnade Euch die Kraft verliehen, Euch unter Seine unerforschliche, aber stets weise Fügung zu beugen, und die alles lindernde Zeit wird Eurem gerechten Schmerz nach und nach in milde Wehmut auflösen. Das Bild des treuen Gatten und Vaters wird Euch stets vor der Seele schweben und die frohe Hoffnung, dort in jenen seligen Räumen einst auf ewig mit ihm vereinigt zu werden, sei Euch Trost und ein mildender Balsam für Euren Schmerz!

Was uns betrifft, so sind wir Gott sei Dank alle wohl, ebenso die Lieben in der alten Sonne, die ihre herzlichen Grüsse und Glückwünsche für Euch

«Des Maurers Leben» von K.G.T. Winkler, 1816.

alle, Ihr Lieben, den unsrigen anreihen. Empfanget also auch von mir, Ihr lieben Alle in der London und im Schwert, die herzlichsten Glückwünsche zum bald beginnenden Neuen Jahre! Gott erhalte Euch vor allem die Gesundheit und bewahre Euch gnädiglich vor ferneren Heimsuchungen! Sein Segen begleite alle Eure Unternehmungen und verleihe Euch alles, was für Seele und Leib nötig und heilsam ist. Erhaltet uns auch im kommenden Jahre Eure Freundschaft und Liebe und seid der unsrigen versichert! In treuer Liebe grüsst und küsst Euch herzlich Euer Rudolf.»

Ein gutes Vierteljahr nach Sohn Alexander starb am 28. März 1865 85-jährig Vater Jost Spelty-Linden. Die Regelung der Nachlässe Alexander Spelty-Tschudis und Jost Spelty-Lindens bot die Möglichkeit, das dem «Bruder Fritz», «dato in Californien», am 2. Juli 1854 gewährte Darlehen von Fr. 1 900.– samt dem in elf Jahren aufgelaufenen Zins zurückzuzahlen, indem



«Freund Caspar» Jenny-Zweifel an Alexander Spelty-Tschudi, 21. April 1853.

dieses mit dem väterlichen Erbe verrechnet wurde. Im Nachlass von Jost Spelty enthalten ist eine Beteiligung in der Höhe von Fr. 2088.90 an der «Herren»-Fabrik, die an die Tochter Maria Spelty überging. Von den Mobilien des Vaters ergantete Sohn Jost u. a. Johannes von Müllers Schweizergeschichte und Friedrich des Grossen Memoiren. Wie die «Freimaurerzeichen» in den Nachlass von Jost Spelty-Linden kamen, verrät der Brief des Bündners Andréa Lareda, Petersburg, vom 6. Januar 1828:

«Wertgeschätzter Freund und Ordensbruder! Hierbei schicke ich Ihnen das bewusste Zeichen, allein [ein] Certificat ist es keine Möglichkeit zu bekommen, selbst unser Landsmann F. Lieb (aus dem Thurgau), der Meister vom Stuhl in Hamburg war, hat ihn nicht können bekommen. Unsere Maurerei in Russland wird wahrscheinlich auf immer begraben liegen. Wenn Sie daher diese Umstände erzählen, so wird man Ihnen wohl auch ohne Certificat den Eintritt nicht versagen. Das Zeichen der [Loge] kostet 10 Rubel.»

Wer weiss, ob die Netstaler Kirchgenossen Jost Spelty auch dann kurz nach der Rückkehr aus Russland als Kirchenvogt gewählt hätten, wenn sie diese Vergangenheit gekannt hätten.

Drei Jahre nach Alexander Spelty starb 1867 57-jährig «Freund Caspar» Jenny. An die Freundschaft, die die beiden verbunden hatte, und an die ausserordentliche Figur soll der einzige erhaltene Brief Caspars, geschrieben am 21. April 1853, erinnern:

«Lieber Alexander. Schmalzgrübler! Schmalzgrübler! Es ist doch traurig, wie es bei den Geissrippenen [Netstaler] zugeht und dass, weil Väter in ein ehrbares, wenn auch unscheinbares Wirtshaus gehen, man den Söhnen

Schmalzgrübler zuruft. Es scheint somit, wie mir Ehrhardt sagte, dass Dir das Netstaler Getöse doch zu grob geworden ist. Unsereins kann froh sein, eine halbe Stunde weiter oben zu wohnen. Hoffentlich sind wir auch noch verklagt, damit das Mass voll wird. Was auch die gerechten Leute leiden müssen! Mon Dieu! Mon Dieu! Immerhin wäre es doch am Platze, dass [wir] wieder einmal beisammen wären, ich glaube also, dass [wir] in [den] Schwander Adler gehen sollten. Regnet es also nicht und meldest Du mir morgen nichts anderes, so schicke ich Dir um ein Uhr meine Chaise, und Fritz und Du können dann mit derselben nach Schwanden rumpeln, Ehrhardt und ich kämen zu Fuss. Im Heimweg nehme ich dann meine Chaise, und die Geissrippi können den Barif[13] nehmen! Würde es regnen, so käme der Heiri nicht, da [ich] dann die Chaise selbst zum Hinauffahren bedürfen würde.

Doctor Jenny, Doctor Ratsherr Tschudy, Hilarius Luchsinger, Verhörrichter Staub, Gabriel Zweifel und mehrere andere haben verdammt anonyme Briefe erhalten, die Schmalzgrübler werden wohl auch noch daran müssen.

Viele herzliche Grüsse an alle von Deinem alten Freund Caspar

P.S. Nachmittags 2 1/2 Uhr, Amtliches. Soeben vernehme [ich] dass ich und Du verklagt sind. Also für den Wirt 4 Kronen, für uns 2 Kronen, – [macht] 6 Kronen, für jeden 3, das Tüpfli auf dem «i».[14]»

- 5 -

Am 17. August 1865 heiratete Jost Spelty Elsbeth (Betty) Weber (1839–1922), Tochter des Fabrikanten und Gemeindepräsidenten Caspar Weber-Spälty (1810–1886). Zur Verlobung schreibt am 22. März ein Freund Folgendes:

«Ich führe [bei] Gelegenheit eine traurige Scene an. Vor einigen Wochen begleitete ich einen Bekannten, Oberförster-Candidat, Sohn eines berühmten preussischen Generals, zur Grabstätte; derselbe hatte nun eine Anstellung als Oberförster in Aussicht und verheiratete sich, nachdem er neun volle Jahre verlobt war und das Pärchen sich so ganz treu geblieben, und waren nun höchst vergnügt, dass sie ihr Ziel erreicht hatten, drei Wochen nachher war er eine Leiche und sie eine Witwe.»

Was heute in einer Verlobungsgratulation eher als unpassend gelten müsste, war damals jedenfalls realistisch. Aber dieses Mal verlief die Sache nicht als «eine traurige Scene»; die Ehe Spelty-Weber bestand während 46 Jahren. Die

[13] «den Barif nehmen» – etwa gleichbedeutend wie die Redensart «auf Schusters Rappen».
[14] Im Protokoll des Kriminal-Gerichtes ist von einer solchen Klage nichts zu finden, und ein Protokoll des Polizeigerichtes gibt es erst ab 1860.

Verbindung war nach dem damals in diesen Kreisen Üblichen zustande gekommen – jedenfalls förmlicher als jene von Tante Anna Maria Hanhart-Tschudi. Am 7. Februar 1865 wirbt Jost mit der Anrede «Geehrteste Herr und Frau Präsident!» schriftlich um die Erwählte:

«Nach reiflicher Prüfung und im Einverständnis mit meiner Mutter nehme ich mir die Freiheit, diese Zeilen an Sie zu richten. (...) Wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, hege ich schon seit längerer Zeit die wärmste Zuneigung und Liebe für Ihr Fräulein Tochter Elsbeth. Ich vermochte meinen Gefühlen nicht länger zu widerstehen und letzthin drängte es mich, dieselben Ihrer lieben Fräulein Tochter Elsbeth persönlich zu offenbaren. Zu meiner höchsten Freude gestand sie mir, dieselben durch gleiche Gegenliebe erwiedern zu wollen. (...) und deshalb wage ich es, bei Ihnen, werteste Eltern, um die Hand Ihrer lieben Tochter Elsbeth zu werben und Sie anständigst zu bitten, unsern vereinten Wünschen gütigst [zu] willfahren (...). Sollten Ihnen Auskünfte über meine Existenzmittel erwünscht sein, so bin ich mit Vergnügen bereit, dieselben sofort persönlich zu erteilen.»

Zur Verlobung gratulierte unter vielen andern auch Herr Alexander Wege in Stuttgart. Am 23. März 1865 schreibt er nach dem «Zuspruch», dass «nicht alle Tage in der Ehe Tage der Freude sind», was «ohne Zagen und Murren» zu tragen sei, Folgendes:

«(...) und grüssen sie Ihre liebe Braut herzlich von mir, nicht minder Ihre verehrten Schwiegereltern, sowie Ihre liebe gute Mutter, der ich noch ganz besonders Glück wünsche zu der zweiten lieben Schwiegertochter, möge sie im Glück ihrer Kinder einigen Ersatz für den herben Verlust finden, den der Tod unseres unvergesslichen teuren Alexander's ihr auferlegte!»

Am 19. Mai 1865 lässt sich Herr Wege so vernehmen:

«Dass Sie unwohl sind, ist wahrhaftig eine Schande, noch so jung und dazu Bräutigam, an Ihrer lieben Braut Stelle würde ich Sie wieder aufgeben, denn um einen kranken Mann ist es ein schlechtes Vergnügen, merken Sie sich das und bessern Sie sich.»

Auch der Onkel in Diessenhofen, der Jost auf seine Weise stets nahe stand, hatte sich gemeldet und das Paar zu einem Besuch eingeladen. Im Brief vom 29. Juni 1865 werden die Einzelheiten geregelt:

«Mein lieber Jost! Mit innigem Vergnügen vernehmen wir durch Deinen lieben Brief, (...) dass Du Dich gottlob wieder recht erholt hast und dass Du und Deine liebe Betty unserer Einladung Folge leisten und am 21. Juli, donnerstags, so Gott will, munter und fröhlich bei uns eintreffen werdet. Nun wäre es aber recht schön, da wir, meine liebe Gattin, Marili, Johanna und ich, jenen Donnerstag, so Gott will, in Schaffhausen zubringen wollen, wenn Ihr Lieben mit dem in Schaffhausen um 4 Uhr 40 Minuten eintreffenden Zuge nach Schaffhausen reisen werdet. Wir holen Euch, Ihr Lieben, im Bahnhof in Schaffhausen, so Gott will, ab, um dann mit Euch noch einige Stunden in der Gasthütte vergnügt zu verbringen. Für die Heimfahrt ist

Jost und Betty Spelty-Weber (um 1865/70).

schon gesorgt. [Ich habe] für einen bequemen Wagen gesorgt, der uns Donnerstag morgens hier abholt und in welchem wir dann abends, so Gott will, die Heimfahrt nach Diessenhofen machen. (...) Grüsset von uns allen herzlichst die Lieben im Schwert sowie die werten Familien Weber und Spelty!»

Von der Mutter, Verena Spelty-Tschudi, erhielt Jost zur Hochzeit einen «Gold Ring mit 1 Rosen Diamant» – gekauft für 100 Franken bei der «Bijouterie Orfeverie Peter Freuler am Marktplatz».

Jost Spelty-Weber übernahm 1866, ein Jahr nach der Heirat, unter der Firma «Jost von Alexander Spelty» das Geschäft des zwei Jahre vorher verstorbenen Vaters. Seinerzeit musste er wegen der Augenkrankheit des Vaters diesem gleich nach Abschluss der Lehre an die Hand gehen. Dass er sich in jungen Jahren mit den «protestantischen Tugenden» ziemlich schwer tat, wissen wir aus jenem Brief des Bruders Emil und aus den diplomatischen Ermahnungen des Onkels in Diessenhofen. Am 15. April 1859 redet ihm auch Onkel Joachim Tschudi ins Gewissen:

«Bei Dir klopft aber die Zukunft ganz besonders ernst an; in der kürzesten Zeit wirst Du selbständig auftreten müssen und wehe Dir, wenn Deine

treuen Eltern nicht auf Dich zählen können. Siehe, mit Deinem Papa steht es schlimm, so schlimm, wie Dir Deine gute Mutter nicht melden darf, noch kann. Im einen Auge blind, im andern unendlich leidend, ist er gezwungen, das Haus zu hüten. (...) Die Ärzte geben schlechten Trost; es ist dies ein Übel, welches das Ärgste, für nahe Zeit schon, befürchten lässt.»

Jedenfalls schreibt Jost für den Vater am 28. Oktober 1861 der Firma «Gebrüder J. und J. H. Streiff & Co.», «auf der Insel»[15] in Glarus, einen Brief, in dem es im ersten Absatz um eine Versicherung und im zweiten um «Drogen» geht:

«Bevor ich Ihnen die gewünschten Antragsformulare übersenden darf, muss ich instruktionsgemäss bei der Direktion der Deutschen Phönix die Ermächtigung dafür einholen. Schliesslich bedaure ich, Ihnen melden zu müssen, dass die Herren Bassermann & Herschel nicht im Falle sind, gegenwärtig die gütigst bestellten 2 Fass Amlung auszuführen.»

Solche Geschäfte wurden auch mit der Firma «Bartholome Jenny & Cie.» in Ennenda getätigt. «Freund Caspar», Caspar Jenny-Zweifel, war – wie wir wissen – deren Teilhaber gewesen. Jost Spelty war ebenfalls mit einem Teilhaber der Firma befreundet – mit Jacob Trümpy-Blumer (1833–1896), der ihm am 20. November 1858 auf Briefpapier der Firma schreibt:

«Verbindlich dankend empfange [ich] diesen Morgen Deinen lieben Brief, mit der erwünschten Mitteilung, dass Herr Dr. Horner[16] auch am Sonntag Audienz erteilt, und werde ich es mir bestens angelegen sein lassen, Deinem verehrten Herrn Vater mündlich meinen Dank über seine Bemühungen auszusprechen.»

Verena Spelty-Tschudi arbeitete im Geschäft mit ihrem Sohn Jost zusammen, wie sie es seinerzeit mit ihrem Mann getan hatte. Sie rapportierte ihm im Juli und August 1865 in seiner Abwesenheit über die laufenden geschäftlichen Vorfälle:

«Es ist recht, wenn Du den Herren Foule frères und Neuhaus geschrieben hast.

Hoffentlich wirst [Du] wegen Herrn Conrad Jenny's[17] Crapp und Garancine seinem Wunsche gemäss geschrieben haben. Ich war letzten Dienstag in Herrn Jennys [Haus] und [er] sagte zu mir, dass er noch keinen Bericht

[15] Vom ehemaligen Etablissement «auf der Insel», das bis Ende der 1920er-Jahre bestand, ist nur noch das Haus übrig geblieben, in dem die Glarner Musikschule untergebracht ist.

[16] Dr. Salomon Horner (geb. 1801), «Med. et Chir. Doct.», war Arzt am Waisenhaus in Zürich. Er gehörte vermutlich mit Dr. Elmer und Dr. Curti zu den Ärzten, die sich um Alexander Speltys Augenkrankheit bemühten. StaZ; Geschlechter der Stadt Zürich, 1850.

[17] Conrad Jenny-Dinner (1826–1892) gründete 1864 in Ennetbühls eine neue, während einigen Jahren sehr erfolgreiche Druckerei, die 1897 aufgegeben werden musste. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 329.

wegen Verkauf von diesen Häusern habe. Ich sagte ihm, dass Du unmöglich Zeit gefunden, noch vor Deiner Abreise zu schreiben, werdest es aber vom Seelisberg[18] [aus] tun und [ich] bat ihn, nur so lange Geduld zu haben – so hoffe ich, [Du] werdest diese Sache sofort erledigt haben.»

«Da heute auch noch ein Wechsel auf Ende dies von Herrn Conrad Jenny eingelaufen [ist], so geht es im Gleichen: nämlich Fr. 113.17 für Carl Neuhaus und für Provision Fr. 15.33 – Fr. 128.50. Ich werde Herr Conrad Jenny heute für diesen Betrag bescheinigen.»

«Julius Stettner schickt Gummimuster im Auftrag von Martin Kubli.[19] (...) In Stettners Brief war auch Factura für Tschudi & Cie., die ich sogleich spedierte.»

«Vorgestern kam ein Brief von Schupp u. Humbert. Ich schrieb gestern an alle hiesigen Consumenten und auch an Oberholzer & Spörry. Herren Becker & Milt habe [ich] in dem Sinne geschrieben, dass unsere Freunde gerne einen Lieferungsvertrag mit ihnen abschliessen würden.»[20]

«Herrn Egidius Trümpy will ich auch zu wissen tun, dass die Indigo Farben zu seiner Verfügung bereit stehen.»

«Briefe kamen – von F. Haager, der der Police nachfragt. Ich schrieb ihm, dass Du sie an Herrn Ratsherr Zwicki gesandt [habest] und weil sie noch dort sein musste, so solle er nachsehen und sie dann selbst nach St. Gallen[21] schicken.»

Leider sind keine Briefe vorhanden, die darüber berichten, wie in unsern Kreisen der deutsch-französische Krieg 1870/71 und die Deutsche Einigung resp. die Gründung des 2. Deutschen Kaiserreichs wahrgenommen wurden. Epochal und folgenschwer waren die Ereignisse wegen der dreifachen preussischen Demütigung Frankreichs mit der zugefügten militärischen Niederlage, mit dem Missbrauch des Spiegelsaals in Versailles für die Ausrufung des neuen Reichs und mit der Annexion Elsass-Lothringens.

Es ist auch darüber nichts zu vernehmen, was diese «ausländischen» Ereignisse in der Schweiz selber bewirkten: eine Grenzbesetzung mit der Wahl eines Generals und die Internierung der Bourbakiarmee, die dem Glarnerland immerhin eine Pockenepidemie bescherte.[22]

[18] In Seelisberg hatte sich Jost Spelty von der Krankheit erholt, die ihm während der Verlobungszeit zu schaffen gemacht hatte.

[19] Martin Kubli (1813–1885), Gemeindepräsident, einer der vier Söhne von Felix Kubli (1775–1857), der «zu Löntschen» die zweite Zeugdruckerei in Netstal errichtet hatte, veranlasste 1846 den Bau einer neuen Druckerei im «Langgüetli» östlich der Linth, die wenig später in seinen alleinigen Besitz überging. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 350ff. und 624. Peter, S. 56 und 416.

[20] «Oberholzer & Spörry» in Wald (Zürcher Oberland) und «Becker und Milt» in Rüti GL waren Tücherlieferanten.

[21] St. Gallen war und ist der Sitz der Versicherungsgesellschaft «Helvetia».

[22] Heer, G., Zur neueren Glarner- und Schweizergeschichte 1848–1900. Glarus 1912, S. 64.

Heinrich Szadrowsky, Musiker (1828–1878),
Freund von Jost Spelty-Weber. (RNB)

Eine mindestens indirekte Auswirkung hatten die Ereignisse für die Schweiz, indem diese bei der Herausgabe und der Einlösung von Banknoten Unzulänglichkeiten an den Tag brachten und eine Geldkrise verursachten. Das Banknotenwesen war noch nicht geregelt, und der Geldumlauf war mangelhaft. Darum ermächtigte die revidierte Bundesverfassung von 1874 den Bund, dazu Vorschriften zu erlassen, aber noch nicht ein Monopol auszuüben.

- 6 -

Aus den Jahren 1872–1876 haben sich neun Postkarten und ein Brief erhalten, die der in Rorschach wirkende Musiker Heinrich Szadrowsky (1828–1878) an «Kirchenvogt Jost Spelty-Weber» geschrieben hat. Szadrowsky stammte aus der Gegend von Würzburg und war wie andere Deutsche aus politischen Gründen in die Schweiz gelangt. Er wirkte zuerst in St. Gallen als Musikdirektor und dann in Chur als Musiklehrer an der Kantonsschule. 1870 wurde er vom st. gallischen Erziehungsdirektor Friedrich von Tschudi, mit dem er befreundet war, ans Lehrerseminar «Mariaberg» in Rorschach berufen. Er hatte bei Felix Mendelsohn Komposition studiert und war nebst

kleineren Geistern mit Richard Wagner, Franz Liszt und Louis Spohr, dem «Warner vor der Zukunftsmusik», befreundet.[23]

Der Brief und die Postkarten handeln zur Hauptsache von musikalischen Veranstaltungen. Am 17. Januar 1873 etwa heisst es:

«Für den Fall, dass Sie es für den künftigen Sonntag einrichten können, teile ich Ihnen mit, dass wir am Sonntag Abend ein schönes Konzert im Seehofsaal haben: 1. Tausendschön. Männerchor von Ecker. 2. Sonate in B für Klavier und Violine von Mendelsohn. 3. Trompeten von Speyer. 4. Will ruhen unter den Bäumen hier. Von Baumgartner. 5. Der Erlkönig. Von Schubert. 6. Rêverie für Violine und Klavier. Von Vieuxtemps. Endlich in der II. Abteilung: «Eine Nacht auf dem Meer». Dramatisches Tongemälde für Soli und Männerchor. Von Tschirch.»

Auf der Karte vom 7. April 1873 ist zu lesen:

«(...) Konnte gestern die Aufführung der «Schöpfung» in St. Gallen nicht besuchen, weil [ich] unter diesen Umständen nicht wagen durfte, 2 1/2 Stunden in der Kirche zu sein und zu «husten», statt stille zuzuhören.»

Und am 22. November 1874:

«Herr Mancio hat seinen Aufenthalt im Hotel Speer in Weesen genommen. Er ist augenblicklich heiser, sonst wäre heute in Glarus ein Konzert gewesen, das nun auf einen späteren Sonntag verschoben ist. (...) Wenn Herr Mancio am nächsten Sonntag wieder über seine Stimme verfügen kann, ist Konzert in Chur, in welchem ich mitwirke.»

Die Postkarten verraten, dass der Verfasser dem Glarner Freund einige musikalische Kennerschaft zugemutet hatte. Die Rede ist auch von Besuchen in Netstal, von der «werten Frau» und vom «kleinen lieben Plauderer» – gemeint ist der zweijährige Caspar Spelty (1871–1900). Im Brief von 1874 werden, da inzwischen Alexander Spelty (1873–1919) geboren war, «die lieben Bubeli» gegrüsst.

Die Entstehung dieser musischen Freundschaft liegt im Dunkeln. Zwar hat sich auch noch das gedruckte Mitgliederverzeichnis der «Hockleist zu Rorschach», was eine gesellige Vereinigung von «Hockern» gewesen sein dürfte, erhalten. Als gewöhnliches Mitglied ist neben etwa zwei Dutzend lokalen Grössen «Szadrowsky, Heinrich, orglennschlager» aufgeführt und als «Erenhocker» zwischen «v. Scheffel, Dr. Jos. Victor, gefeierter Dichter in Carlsruh» und «Vischer, Dr. Friedrich Theodor, Professor der Ästhetik und deutschen Literatur am Polytechnikum in Stuttgart» eben «Spelty, Jost, Kirchenvogt in Netstal, Kt. Glarus».

[23] Rorschacher Neujahrsblatt 1966, S. 75–86; Gehring, J., Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeit. Glarus 1939, S. 113, 115, Ziff X; Szadrowsky, H., Die Bäder von Ragaz und Pfäfers im st. gallischen Oberland. In: «Allgemeine illustrierte Zeitung», Juni 1866, S. 579–582.

Szadrowsky kam auch der Berge wegen ins Glarnerland; er wird von Jacob Gehring (1888–1970) als jemand erwähnt, der «sich in den Glarner Alpen auskennt» und der sich «um die Erforschung der Älplermusik verdient» gemacht hat. Gehring zitiert aus dem SAC-Jahrbuch 1867/68 Szadrowskys Beschreibung des Hackbrettes und korrigiert dessen Behauptung, die Zither, «ein schönes Instrument», sei den schweizerischen Bergbewohnern unbekannt.[24]

Dass in der «Lunde» das Musizieren gepflegt wurde, zeigen die Musiknoten für Klavier aus dem Besitz von Vater Jost, Mutter Betty und Sohn Caspar. Es entspricht den damaligen Gebräuchen, dass die Auswahl Haydn, Beethoven, Schubert, Schumann, von Weber, Liszt, Johann Strauss, aber auch J. Funke, Eugène Ketterer, D. Krug, M. Hauser, W. Kuhe, R. Eilenberg etc. etc. umfasst. Von Caspar heisst es in einem Brief des Bruders vom 11. Januar 1900:

«Heute Abend spielte lieb Caspar uns noch einige wundervolle Stücke vor, wohl zum letzten Mal vor seiner Abreise. Die Tasten werden nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, (...).»

Für Frau Kirchenvogt hat Heinrich Szadrowsky sogar ein Klavierstück, «La siésta», komponiert – gewidmet vom «Orgelvogt».

Die Interessen des Kirchenvogts beschränkten sich nicht nur auf die Musik. Am 27. Februar 1900 schreibt er dem in St. Gallen weilenden Sohn Alexander:

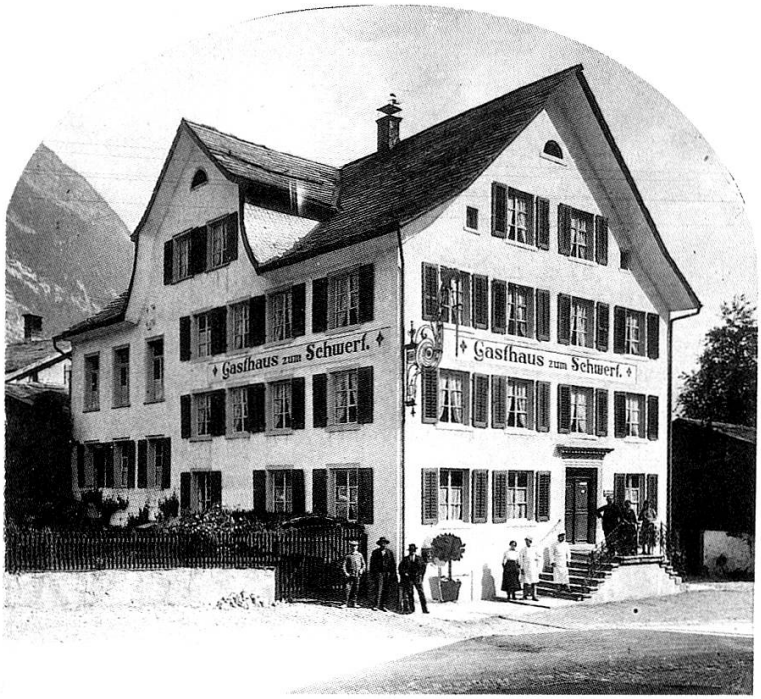
«Morgen werde ich nach Zürich fahren, vielleicht sehe ich Dich abends am Bahnhof, falls ich nicht das Theater besuche, doch werde ich Dich nicht heimbegleiten, da ich Dienstags noch Geschäftsbesuche zu erledigen habe.»

Er scheint auch historische Interessen gehabt zu haben, hatte er doch aus dem Nachlass des Grossvaters Müllers Schweizergeschichte und die Memoiren Friedrich des Grossen erworben.

- 7 -

Christina Spelty, das älteste Kind von Alexander und Verena Spelty-Tschudi, heiratete Gemeindeschreiber und Schwertwirt Josef Weber (1835–1866). Sie lebte von 1860 bis 1907 im «Schwert», dem grössten Netstaler Gasthaus, das 1839 von ihrem Schwiegervater, Felix Weber-Aebli (1809–1889), einem wohlhabenden Bauern und Ratsherrn, erbaut wurde. Als Christina 1866 verwitwete, übersiedelte ihre Mutter Verena Spelty-Tschudi, die ihrerseits in der «Lunde» ihrem nun verheirateten Sohn Jost Platz machte, ins «Schwert».

[24] Gehring, J., Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeit. Glarus 1939, S. 115.



Gasthaus Schwert, Netstal (erbaut 1839).

1870 kaufte sie das «Schwert», so dass sie als die «Schwertwirtin» zu gelten hat.

Am 7. November 1869 heiratete Christina in zweiter Ehe Friedrich Heinrich Weidmann (1843–1887), der neben dem «Schwert» einen Stickereibetrieb eröffnete. Sofern der erhalten gebliebene «Gesellschaftsvertrag» von 1870 nach seinem Wortlaut umgesetzt wurde, war die Errichtung des Betriebes eigentlich dank Verena Spelty-Tschudi zustande gekommen. Sie beteiligte sich mit Zustimmung ihrer Söhne Jost und Emil Spelty am Unternehmen, indem sie die Räumlichkeiten für 12 Stickmaschinen und dazu 7 Stickmaschinen zur Verfügung stellte. An Gewinn und Verlust partizipierte Fritz Weidmann mit 65 %, seine Schwiegermutter mit 35 %. In § 3 des Vertrages waren die Aufgaben und Zuständigkeiten geregelt:

«Herr Weidmann widmet seine Zeit, Arbeit und Kenntnisse ganz dem Geschäft, ebenso seine Frau Christina, soweit bei letzterer erforderlich. Ihnen obliegt: die Buchhaltung, Correspondenz, das Technische und [die] sorgfältige Aufsicht über die Fabrication. Frau Spelty Ihrerseits besorgt das Cassabuch und die Casse. Es versteht sich, dass gegenseitige Einsicht und Verantwortlichkeit der Verwaltung besteht und dass auch den Söhnen Jost und Emil Spelty verlangendenfalls Einsicht gestattet werden muss.»

In § 6 geht es um die speziellen Umstände:

«Die Wirtschaft – [das «Schwert»] ist lediglich Sache und Eigentum der Frau Verena SpeltyTschudi und soll in abgesonderter Rechnung geführt wer-

den. So lange die Familie Weidmann-Spelty in Kost und Logis bei Maman Spelty sich befindet, hat solche letzterer ein Pension von Fr. 30.– wöchentlich zu entrichten. Allfällige Verköstigung von Stickereipersonal wird monatlich vergütet.»

Christinas 1862 geborene Zwillinge Jost und Jakob starben als kleine Kinder. Es blieb ihr nur der 1860 geborene Felix.

1863 heiratete Emil Spelty Verena Spälty (1842–1909). Die vierzigjährige Schwester von Alexander Spelty, Maria (Mascha) (1826–1882), wurde 1866 die Frau des Witwers Joseph Stähli (1826–1881), Stecher, Schatzvogt, Gemeinderat und katholischer Kirchenvogt.

- 8 -

In Christina Weidmanns vom 12. Januar 1880 datierten Brief an Onkel Joachim geht es um die nicht gerade rosige finanzielle Lage im «Schwert», die wohl mit dem Geschäftsgang des Stickereibetriebes zu tun hatte, aber auch mit der inzwischen abgeschlossenen Lehrzeit von Sohn Felix Weber (1860–1934), der in diesem Jahr 20-jährig geworden war.

«Deinen lieben Brief vom 8. Januar beantwortend, verdanken wir Dir vorerst Dein liebevolles Entgegenkommen punkto der Auslagen unseres lieben Felix während seiner Lehrzeit in Livorno herzlich. Felix wird sich's angelegen sein lassen, Dir mit der Zeit seine Schuld für die Hälfte des Betrages abzuzahlen, (...). Was die zweite Hälfte Deiner Auslagen im Betrage von Fr. 1 835.– nebst Zinsen anbetrifft, wissen wir uns nicht anders zu helfen, als Dir vorderhand das Kassenbuch von Felix im Betrage von etwas über Fr. 1 200.– mit dem letztjährigen Zins anzubieten. Den Überschuss von Fr. 635.– hoffen wir Dir im Laufe des Sommers abzahlen zu können. Im Moment ist unsere Cassa erschöpft. Wir bitten Dich, liebster Onkel, um Entschuldigung. Es ist leider bittere Not, die uns dazu treibt. Es tut uns Wehe genug, nach bald 10jährigem Geschäftsbestand nicht einmal über einen Privatfonds von Fr. 700.– gebieten zu können (...).»

Mit Felix Weber tritt Johann Caspar Tschudis ältester Spelty-Urenkel auf, der mit 6 Jahren den Vater verloren hatte und durch die Heirat der Mutter mit dem glücklosen Stickereiunternehmer erst recht in Bedrängnis geraten wäre, hätte sich nicht sein «Onkel» Joachim Tschudi[25] um ihn gekümmert.

Im Brief vom 31. März 1877 berichtet Felix diesem von seiner ersten Zeit in Livorno. Dass er dorthin gelangt war, war offensichtlich das Verdienst des

[25] Joachim Tschudi, der Bruder seiner Grossmutter, war naturlich Felix Webers Grossonkel.

Livorno: Postkarte von Christina Weidmann an den Bruder Jost Spelty-Weber vom 22. 11. 1907.

Onkels, dass er dann im Handelshaus «Giacomo Lieber & Co.» hängen blieb, durfte er sich selber zuschreiben:

«Endlich komme ich dazu, meine Pflicht zu tun und Ihnen für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, um mir einen so vortrefflichen Platz zur Ausbildung meiner praktischen Kenntnisse zu finden, meinen wärmsten Dank auszusprechen. (...) Ich hätte schwerlich einen bessern Lehrlingsplatz finden können, schon wegen der Sprache. (...) Im ganzen gefällt es mir hier, wie schon gesagt, ganz gut, wozu auch noch viel das beiträgt, dass wir hier etwa 11 Glarner sind, und auch andere deutsche Schweizer hat es hier, so dass man wie zu Hause ist. (...) Ich habe auch ein sehr gutes und schönes Klavier auf meinem Zimmer, auf dem ich oft bis spät in der Nacht spiele. (...) Mit der Musik ist hier sozusagen nichts los, nur die Militärmusik wird gut gepflegt. Konzerte gibt es keine. Hingegen Theater hat es dann wieder im Überfluss. Ich war vier Abende hintereinander im «Goldoni». (...) Das Abonnement für alle vier Abende (...) kostete 1 Fr. 55. Auch am Meer und auf demselben war ich schon einige Male. Das gefiel mir immer sehr gut, besonders der Sonnenuntergang und die Flutzeit, wenn noch ein ziemlich heftiger Sturm dabei ist. Einzig ein wenig unsicher ist man hier. Letzte Woche wurden zwei junge Burschen auf dem grössten und belebtesten Platz aus Mutwillen ermordet. Überhaupt soll es hier sehr viele solche Subjekte geben, die aus purem Übermut Leute anfallen und ermorden, besonders in der Carnevalszeit.»

Der Brief vom 30. Dezember 1878 setzt das soeben Zitierte fort, nur in schwungvollerer Schrift abgefasst:

«Im Geschäft habe ich jetzt alle Magazinarbeiten durchgenommen und ich werde nun vom Neujahr an mich [mit] der Buchhaltung und [der] Casse abgeben. Jetzt gibt es ziemlich viel zu schaffen, und morgen fangen wir an, das bilancio aufzunehmen, wo es wahrscheinlich noch viel mehr zu arbeiten gibt, da das Magazin voll Ware ist. (...) Am Morgen studiere ich Spanisch oder spiele Klavier, nach dem Abendessen tue ich dasselbe, bis ich entweder in die Spanisch- oder in die Turnstunde muss, nach welcher ich gewöhnlich in das nahe gelegene circolo filologico gehe, ein Buch oder eine Zeitung zu lesen. (...).»

Der nächste Brief an Onkel Joachim ist vom 23. Januar 1882 datiert:

«Vor allem sage [ich] Ihnen besten Dank für Ihren lieben Brief. Als erste Abschlagszahlung meiner grossen Schuld sende [ich] Ihnen hierbei 3 Banknoten auf die Banque de france von zusammen Fr. 300.–. Im Laufe dieses Jahres werde [ich] Ihnen noch weitere Fr. 300 bis 500 schicken und im nächsten Jahr wenigstens noch Fr. 1 000.–. Vom Mai 1883 an werde ich mit Herrn Lieber wahrscheinlich einen neuen Contract abschliessen, der es mir hoffentlich ermöglichen wird, meine Schuld bis Ende 1884 gänzlich zu tilgen. (...) Dass ich im Geschäft meinen Mann stelle, dürfen Sie glauben und geht auch daraus hervor, dass mir Herr Lieber aus freien Stücken das Gehalt per 1881 um L. 500 erhöht hat. (...) Wie ich meine Zeit verbringe, werden Sie wohl von meinen Eltern erfahren haben. Von den meisten weltlichen Vergnügen habe ich mich total zurückgezogen und fühle mich seither weit glücklicher und zufriedener. (...) Gestern besuchte ich eine im Hafen befindliche amerikanische Fregatte, die von unten bis oben rein ist wie ein Spiegel, jeder Teil der Maschinenkanonen glänzt wie Silber. Da können sich die Italiener ein gutes Beispiel daran nehmen. Auf ihren Kriegsschiffen siehts nämlich furchtbar schmutzig aus. Von den Maschinenräumen will ich gar nicht sprechen.»

Weiter unten und in einem andern Brief wird mit bekannten Namen von geschäftlichen Beziehungen berichtet:

«Herr Lieber macht sehr wenig mehr in rotem Calicot, und ich glaube kaum, dass er jetzt etwas bestellen würde. In Kopftüchern jedoch hat er einen sehr grossen Umsatz und bezieht namentlich von BJ & C in E [Bartholome Jenny & Co. in Ennenda] viele Alizarintücher in allen Breiten. Es wäre ganz gut möglich, dass er auch mit Ihren Produkten einen Versuch anstellen würde, freilich müssten Sie die Preise niedrig stellen, denn die Engländer und Deutschen liefern zu Schundpreisen.»

«Die Geschäfte gehen nicht besonders flott, nur geringe Schundware wird viel abgesetzt (...). Mit Vetter [Joachim/Gioachino] Zopfi [in Ranica] arbeiten wir immer sehr viel, er kann uns nur nicht genug liefern.»

Im Brief vom 22. Januar 1884 geht es zunächst wieder um die «Schuld»:

«Es gereicht mir hiermit zur schönsten Freude, Ihnen als weiteres aconto meiner Schuld Fr. 500.– übermachen zu können. Mit dem Betrage meines Sparkassenheftes reduziert sich nun die Schuld auf die Zinsen, auf die Sie zwar mit Ihrem lieben Briefe vom 2. Mai 1882, den ich Ihnen herzlichst verdanke, verzichteten, allein mein Rechtssinn lässt es nicht zu. Das noch Fehlende hoffe ich Ihnen binnen einigen Monaten persönlich übergeben zu können, da ich gestern von Herrn Lieber die Erlaubnis erhielt, dieses Frühjahr wieder einmal nach Hause zu reisen. Nebenbei ergötze ich mich nach wie vor an der Musik, innerhalb welcher ich mir durch das Orgelspielen einen weiteren Genuss verschafft habe; auch ein gemischter italienischer Chor in der Waldenserkirche macht mir viel Freude.»

Im Jahr 1885 erhielt Onkel Joachim vier Briefe des Grossneffen. Im ersten, datiert vom 24. Januar, teilte er im ersten Satz mit, was an Wichtigem mitzuteilen war:

«Wie Ihnen bereits mein Mamman mitgeteilt haben wird, habe ich nun das Jahr mit vielleicht dem wichtigsten Schritt meines Lebens, mit meiner Verlobung, angefangen.»

Von dem, was auf vielen Seiten ausführlich und umständlich erörtert wird, nur so viel:

«Und dieses Mädchen glaube ich in meiner Verlobten Anna Schrader [1856–1934] aus Hildesheim (bei Hannover) gefunden zu haben. (...) Sie ist aus einer angesehenen Familie, alle Verwandten sind vermöglich und haben sie auch lieb, was ich selbst aus Briefen ersehen konnte, namentlich sind zwei Cousinen (eine Witwe und eine ältere Jungfer, die in Florenz – jede für sich – privatisieren und nur zum Zeitvertreib malen und Stunden geben) ihr sehr zugetan. Wir gedenken anfangs Mai Hochzeit zu halten, wenn alles gut geht. Anna wird wohl zuvor nach dem Glarnerland kommen und sich meinen Verwandten vorstellen. Zur Hochzeit haben uns beide Cousinen Annas in Florenz eingeladen. Dort werden wir uns auch während unserer Ferien aufhalten. Ich denke aber, wir gehen auch einige Tage nach Modena zu Tante Babette.»[26]

Im gleichen Brief kommt Felix auf die bedrückende Lage seiner Mutter zurück, die wir aus ihrem weiter oben zitierten Brief kennen:

«Mein grösster Wunsch geht dahin, dass wir mit der Zeit in den Stand gesetzt werden, meinen Eltern hier einen glücklichen Lebensabend zu berei-

[26] Barbara Koller-Weber (1846–?) war die Schwester des Vaters von Felix, Joseph Weber-Spelty, und die Tochter des «Schwert»-Erbauers, Felix Weber-Aebli. Von ihrem Mann, Walter Rudolf Koller (1838–1908), weiss die Genealogie, dass er in San Faustino bei Modena starb.

ten. Sie haben nicht viele frohe Tage erlebt, und wer weiss, ob [es] mit der Stickerei je noch einmal gut wird.»

Auf einer Postkarte hatte Felix am 31. Januar 1885 dem Onkel von einem Geschwür im rechten Ohr berichtet, und im Brief vom 16. April dankte er für die Glückwünsche zur Verlobung. Er teilte auch mit, dass er «in einer Woche wahrscheinlich wieder ganz in Ordnung» sei. Dann ist nochmals von Dingen die Rede, die ihn beschäftigen:

«Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegend Fr. 400.– zu übermachen als Abschlagszahlung der Fr. 700.–, welche ich Ihnen noch schuldig geblieben [bin]. Ich wusste wirklich nichts davon, zürnen konnte ich aber meiner lieben Mamma nicht. Es tat mir nur von Herzen leid, dass sie in einer so misslichen Lage war.»

Die europäische Politik beeinflusste auch Mitte der 1880er-Jahre das Geschäftsleben. Und wenn «das Geschäft sehr flau geht», wie Felix geschrieben hat, hatte es für ein Handelshaus in Livorno seine besondern Gründe:

«Im Falle eines Krieges zwischen Russland und England glaubt man hier, würde Italien auch mithineinverwickelt und müsste Ägypten besetzen.»

Es versteht sich, dass der «einfache Mann», der das verwickelte und ständig sich wandelnde Bündnissystem Bismarcks nicht überblickte und erst noch in Italien zu Hause war, zu dieser Beurteilung der Lage gelangte. Zu einem Krieg kam es 1885 – die Balkanfrage war ja nur vertagt – zwischen Serbien und Bulgarien und führte zu Spannungen zwischen Russland und Österreich. Allerdings gab es solche auch zwischen England und Russland, weil dieses nach 1878, da es auf dem Balkan nichts mehr zu holen gab, seinen Expansionsdrang gegen Mittel- und Ostasien richtete und dabei England in die Quere kam. Seit den 1870er-Jahren war England wegen des Suezkanals an Ägypten, das es 1882 besetzte und unter Schutzherrschaft stellte, brennend interessiert und geriet darob in Gegensatz zu Frankreich. Die Ägyptenfrage blieb bis ins 20. Jahrhundert ein wichtiger Faktor der Weltpolitik. Auf die Idee, dass Italien Ägypten besetzen müsse, müssen Felix und der Mann auf der Strasse gekommen sein, weil Italien 1883 mit seinem Beitritt zum deutsch-österreichischen Zweibund diesen zum Dreibund erweiterte, der sozusagen zur Freude Englands gegen Frankreich gerichtet war.[27] Jedenfalls ergab sich eine wirkliche Kriegsgefahr erst 1887, und Italien kam 1885 nicht in die Lage, in Ägypten aktiv zu werden.[28] Abgesehen davon wäre es wohl nicht im Stande gewesen, so etwas mit Erfolg durchzuführen.

[27] Mann, S. 457f und 520ff.

[28] Ebenda, S. 523. Herzfeld, H., Grundriss der Geschichte, Bd. 4. Stuttgart 1951, S. 1 und 25f; Randa, A. (Hg.), Handbuch der Weltgeschichte, Bd. 2. Olten und Freiburg i. B. 1954, S. 2036, 2068 und 2266.

Felix hatte in jenem Brief vom 23. Januar 1882, in dem er über die amerikanische Fregatte im Hafen von Livorno berichtet, von der italienischen Marine nicht viel Gutes zu melden gewusst:

«Bei einer Riesenkanone hatte der Rost tiefe Gräben eingefressen, ein Rettungsboot hatte eine halbe Schraube. (...) Ich sah auch nicht einen Officier, der sauber gekleidet gewesen wäre, und diese Amerikaner sahen alle aus, wie wenn sie aus einem Schächtelchen heraus kämen.»

Im letzten der vorliegenden Briefe, datiert vom 22. Juli 1885, geht es hauptsächlich um die Einrichtung der Wohnung und um den Kauf eines Klaviers. Die Einleitung lautet folgendermassen:

«Mit Gegenwärtigem komme ich wieder mit einer Bitte an Sie, sowie an die liebe Tante. Sie würden mich nämlich sehr erfreuen, wenn Sie es sich ermöglichten, an meiner Hochzeit teilzunehmen. Wie mir Mamma geschrieben hat, beabsichtigen Sie, eine Reise nach Italien zu machen, und da, denke ich, liesse es sich's vielleicht einrichten, dass Sie zur Zeit unserer Trauung in Florenz wären.»

Felix Weber lernen wir in seinen Briefen als jungen Mann in der undankbaren Rolle kennen, einem wohltätigen Onkel gegenüber dankbar sein zu müssen. Er versuchte es, indem er die «Schuld» nach und nach zurückzahlte und indem er mit seinen Berichten den Onkel an seinem Leben in der Fremde teilnehmen liess. Er erwies sich als würdiger Schützling, der auch am Arbeitsplatz die Erwartungen des Onkels erfüllte.

Offenbar war auch die pekuniäre Lage der Schwertwirtin, Verena Spelty-Tschudi, in jenen Jahren nicht rosig, wie ihr Brief vom 27. Dezember 1878 an den Bruder verstanden werden kann:

«Wie Du, mein lieber Bruder, mir gesagt, habe ich Deinen mir übergebenen Brief bei Hause geöffnet und war ich nicht wenig über dessen Inhalt überrascht, da ich durchaus keine Ahnung von einer solchen Einlage hatte – so wusste [ich] kaum, mich zu fassen; denn so sehr mich auch Euere treue Liebe erfreute, so war es mir doch zu viel Güte von Euch, während Ihr schon so ein grosses Opfer für unsern guten Felix tut!»

Verena hatte in jenem Jahr «just für 100 Franken» eine neue «table sérvice» anschaffen müssen, die sie dank der «Einlage» «als wie ein Geschenk» des Bruders betrachtete. Ihr Dank ist mit einem Hinweis auf die Konjunktur am Ende der 1870er-Jahre verbunden:

«Der liebe Gott möge meinen Herzenswunsch für Euch tausendfach erfüllen und auch wieder die Zeiten eintreffen lassen, dass Euer Geschäft von Neuem lohnend erblühe!»

Felix Weber-Schrader fand im Hause Lieber & Co. in Livorno seine Lebensstelle. Erst in späteren Jahren kehrte er als gemachter Mann in die glarneri-

sche Heimat zurück. In einem Brief aus dem Jahr 1901 wird er als bestallter Familienvater auftreten und uns mit einfachen Beobachtungen ein Bild jener Zeit vermitteln.

Felix Weber (1860–1934) und Anna Weber-Schrader (1856–1934) mit Margaretha (Gritli) Weber (1886–1963), Elisabeth Anna Heusser-Weber (*1887) und Christina Verena Bosch-Weber (*1889).

Johanna Dorothea Stierlin-Hanhart (1856–1930).
(Foto vom 19.07.1890)